

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30825-5

# Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

Sharon McCones Ermittlungsbüro floriert, sie gilt als eine der Besten ihrer Branche – bis ihr untadeliger Ruf plötzlich in Gefahr gerät. Eine mysteriöse Unbekannte verteilt ihre Geschäftskarten, berät in ihrem Namen Klienten und reißt Männer für eine Nacht auf. Offenbar besitzt die Hochstaplerin eine unheimliche äußere Ähnlichkeit mit ihr. Und was die Sache noch gespenstischer macht: Sie scheint alles über Sharon McCone zu wissen. Als das Treiben der Schwindlerin eskaliert, droht Sharons professionelle Distanz blinder Wut zu weichen. Irgendwo dort draußen lauert eine Feindin mit finsternen Motiven und einem heimtückischen Plan. Wer ist diese Unbekannte, und was will sie?

*Marcia Muller*, 1944 in Detroit geboren, gilt in Amerika mit ihren Kriminalromanen um die Ermittlerin Sharon McCone als Schöpferin der modernen weiblichen Detektivfigur. Neben zahlreichen anderen Auszeichnungen erhielt sie für ihr Gesamtwerk den *Grand Master Award 2005* – ein Preis, der zum ersten Mal 1955 an Agatha Christie verliehen wurde. Sie lebt mit ihrem Mann, dem Kriminalschriftsteller Bill Pronzini, in Nordkalifornien.

*Weitere Titel von Marcia Muller im Fischer Taschenbuch Verlag:*

›Mord ohne Leiche‹ (Bd. 14541), ›Tote Pracht‹ (Bd. 14542), ›Niemandsland‹ (Bd. 14543), ›Wölfe und Kojoten‹ (Bd. 14545), ›Am Ende der Nacht‹ (Bd. 14352), ›Feinde, kann man sich nicht aussuchen‹ (Bd. 14714), ›Das gebrochene Versprechen‹ (Bd. 14889), ›Spiel mit dem Feuer‹ (Bd. 14775), ›Gefährliche Stille‹ (Bd. 15284), ›Dunkle Schatten‹ (Bd. 15594), ›San Francisco Blues‹ (Bd. 15679).

*Unsere Adresse im Internet: [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Marcia Muller

**Wenn alle anderen schlafen ...**

Roman

Aus dem Amerikanischen von  
Cornelia Holfelder-von der Tann

Fischer Taschenbuch Verlag

4. Auflage: April 2005

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,  
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, Dezember 1999

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel

›While Other People Sleep‹

im Verlag The Mysterious Press, New York  
Copyright © The Pronzini-Muller Family Trust 1998  
By arrangement with Warner Books Inc., New York

Für die deutsche Ausgabe:

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main 1999

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 3-596-14537-6

*Für die Mourants:  
Tom, der das Buch nicht lesen wird,  
Teresa, die es lesen wird,  
Kirsten, die es vielleicht lesen wird,  
Camille, die es vielleicht lesen wird, wenn sie alt genug ist.  
Und auch für Patty und Walt.*

Ich danke Peggy Bakker für die Vermittlung  
ihrer fliegerischen Weisheit und ihres Könnens,  
Jan Grape für ihre Texas-ismen,  
Erlene Peeples für ihre wunderbaren Fliegerinnengeschichten,  
Tim Talamantes für die Geschichte,  
die die Inspiration zu McCones neunzehntem Fall abgab,  
Melissa Wards für ihre Hilfe, ihre Recherchen  
und ihre Bereitschaft zuzuhören,  
und natürlich Bill – für alles.

## **Erster Teil**

### **12. – 24. Februar**

*Wenn alle anderen schlafen – das sind für mich die längsten und ungemütlichsten Stunden. Alles Vertraute zeigt sich in diffus bedrohlicher Verkleidung, und die Landschaft meines Lebens verändert sich. Dämonen begleiten mich in Gestalt alter Reue- und Schuldgefühle. Ich bin abgeschnitten von denen, die ich liebe. Ob ich, von Schlaflosigkeit geplagt, im Bett liege oder eine lange Observierungsaktion hinter mich bringe, ich beobachte die Uhr und versuche, die Zeiger per Willenskraft anzutreiben, damit sie schneller den Punkt erreichen, an dem sich das Dunkel lichtet und das Leben wieder aus harmlosen, alltäglichen Dingen besteht. Doch die Zeiger schleichen voran, und ich bin gezwungen, mich dem zu stellen, was ich in meinem Innersten verborgen halte. Ich bin nicht so freundlich, wie ich gern wäre, und auch nicht so liebevoll.*

*Ich bin nicht so ehrlich, wie ich mal war, und meine moralischen Grundsätze bröckeln.*

*Ich bin nicht so mutig, wie ich tue.*

*Ich habe Menschen verletzt, die mir wichtig sind.*

*Ich habe Menschen getötet, Gott gespielt.*

*Die Liste setzt sich fort, spult sich dann in einer Endlosschleife wieder von vorn ab, während ich auf das Ende der Nacht warte. Ich fühle mich bedroht, aber nicht von etwas Äußerem.*

*In diesen Stunden, wenn alle anderen schlafen, kommt die Bedrohung immer von innen.*



## **Mittwoch nacht**

Um 23 Uhr 37 war es im Innenhof von Pier 24<sup>1</sup>; bis auf ein paar schlecht platzierte Sicherheitsleuchten stockdunkel. Die Luft war feuchtkalt, roch nach Salz und Kreosotbüschen. Regen drosch auf das Flachdach, und direkt darüber, auf der Bay-Bridge zwischen San Francisco und Oakland, mahlte ein LKW-Getriebe. Fehlzündungen eines anderen Fahrzeugs knallten wie Schüsse.

Ich blieb auf dem eisernen Laufsteg vor meinem Büro stehen und horchte. Meine Sinne waren geschärft, wie immer, wenn ich nachts noch allein hier arbeitete. Die Sicherheitsvorkehrungen des alten Piergebäudes waren leicht zu überlisten, es gab eine Menge Verstecke für einen möglichen Eindringling, und die alte Hafengegend war, obwohl sie derzeit eine Renaissance erlebte, noch immer potentiell gefährlich. Wenn die entsprechenden Umstände zusammenkamen, konnten die meisten Orte in dieser Stadt gefährlich sein.

Auf den Eisenstegen zu den gegenüberliegenden Büroetagen war niemand zu sehen; nirgendwo drang Licht durch die Türritzen. Die Eisenkonstruktionen warfen komplizierte Schattenmuster auf den Zementboden des Hofes, wo wir Mieter unsere Autos parkten. Ich ging weiter, den Steg entlang, zum Büro von Ted Smalley, unserem tüchtigen und zuweilen etwas diktatorischen Faktotum, der sowohl meine Detektei als auch das Anwaltsbüro Altman & Zahn reibungslos am Laufen hält. Meine Schritte hallten von der hohen Decke und den freiliegenden Balken wider.

Ein jäher Luftzug; etwas flog mir an den Kopf. Reflexhaft riß ich einen Arm hoch; meine Finger streiften dünne Haut und feine Knochen.

Großer Gott, eine Fledermaus!

Mit hämmerndem Herzen rannte ich in Teds Büro, knallte die Tür

hinter mir zu und lehnte mich dagegen, die Akten, die ich bei mir hatte, an die Brust gepreßt.

»McCone«, sagte ich laut und keuchend, »du hast bewaffnete Verbrecher gestellt, ohne mit der Wimper zu zucken. Warum zum Teufel flüchtest du vor einer kleinen Fledermaus, die sich vermutlich längst irgendwo ins Gebälk verzogen hat?«

Natürlich kannte ich die Antwort: Die Begegnung mit der Fledermaus hatte an meine alte Vogelphorie gerührt – eine Angst, die ich längst überwunden geglaubt hatte. Falsch, jedenfalls dann, wenn ich ohnehin schon latent deprimiert und nervös war – Folge des feuchten, stürmischen Wetters, das seit dem Tag nach Weihnachten so gut wie ununterbrochen herrschte.

Auf Teds Schreibtisch brannte eine schwache Lampe. Ich nutzte ihr Schummerlicht, um einen Zettel zu schreiben. Ich steckte ihn unter das Gummiband, das die Akten zusammenhielt. Die Ordner enthielten die Bewerbungsunterlagen dreier Jobkandidatinnen, die ich kürzlich zu einem Vorstellungsgespräch hier gehabt hatte, nebst zugehörigen Background-Checks und Absageschreiben. Zwei Bewerberinnen hatten mir sehr gut gefallen, und auf dem Zettel stand, daß Ted die Unterlagen doch bitte für zukünftige Einstellungen parathalten möge, doch Anfang letzter Woche war mein alter Freund Craig Morland endlich auf mein Jobangebot vom Dezember zurückgekommen. Craig, ein Ex-FBI-Agent, war genau der Mann, den das Ermittlungsbüro McCone brauchte; seine Verbindungen aus über fünfzehn Jahren FBI-Dienst hatten sich bereits als unschätzbar wertvoll erwiesen. Wieder draußen auf dem Steg, marschierte ich furchtlos in Richtung Treppe. Ich ließ mich nicht von einer albernen Fledermaus einschüchtern.

»Hey!«

Ich erstarrte am oberen Ende der Treppe, versuchte die Quelle des Zurufs auszumachen, duckte mich dann blitzartig hinter das Geländer und spähte hindurch.

»Hey, Sharon, warum verstecken Sie sich vor mir?«

Ich atmete langsam wieder aus, als ich den australischen Akzent von Glenna Stanleigh erkannte, der Dokumentarfilmerin, die die Parterreräume neben der Einfahrt gemietet hatte. Verlegen und wütend zugleich, richtete ich mich auf.

»Herrgott, Glenna! Ich wär vor Angst fast tot umgefallen.«

»Ach, Sie doch nicht.« Sie trat hinter ihrem Ford Bronco hervor – eine zierliche Frau mit langen, hellbraunen Locken und riesigen braunen Augen. »Okay, tut mir leid. War schlichte Gedankenlosigkeit.«

»Hat ja keinen bleibenden Schaden angerichtet.« Ich ging die Treppe hinunter.

»Ich hätte nicht so gebrüllt«, setzte Glenna hinzu, »wenn ich nicht schon die ganze Zeit drauf gewartet hätte, Sie mal zu sehen. Ich muß Ihnen was erzählen. Ich habe da am Wochenende was Komisches erlebt.«

»Ach?«

Sie nickte und guckte für eine Person mit einem so sonnigen Gemüt erstaunlich ernst drein. Als ich Glenna kennenlernte, fand ich ihre Fröhlichkeit suspekt; kein Mensch konnte permanent so gut aufgelegt sein – geschweige denn so nett. Doch als ich sie dann besser kannte, merkte ich, wie echt ihr Verhalten war, und wir freundeten uns an. Ich suchte häufig ihre Gesellschaft, wenn ich schlecht drauf war, und in diesen verregneten Wochen seit Weihnachten hatte ich oft in ihrem Büro gesessen und mit ihr Tee getrunken.

»Ist eine längere Geschichte«, sagte sie, »aber ich schätze, je eher Sie's hören, desto besser. Wie wär's mit einem Cognac? Ich habe noch eine Weihnachtsflasche in meinem Schreibtisch.«

Cognac klang prima. »Nichts wie hin.«

Während Glenna in ihrem Schneiderraum Gläser suchte, saß ich in einem der tiefen Segeltuchessel in ihrem Büro und hörte zu, wie der Regen gegen das hohe Bogenfenster auf der Embarcadero-Seite prasselte. Das Hills Plaza – eine ehemalige Kaffeerösterei drüben auf der anderen Seite des Uferboulevards, inzwischen zu einem Wohn- und Geschäftskomplex umgebaut – war weitgehend dunkel; die schimmernden Kugeln der altmodischen Straßenlaternen entlang der Bahngleise beleuchteten die Wedel der frischgepflanzten Palmen. Ich erblickte mein eigenes Spiegelbild in der Scheibe und guckte weg, weil ich so müde aussah.

Ein Klirren kam aus dem Schneiderraum, und Glenna rief:

»Mist!«

»Alles klar?«

»Mit mir schon, aber mit dem Cognacschwenker nicht.«

Ich lächelte. Wenn in Glennas Schneiderraum ein ähnliches Chaos herrschte wie hier im Büro, hatte das Glas wohl ziemlich prekär gestanden. Gerahmte Plakate ihrer Dokumentarfilme – über so unterschiedliche Themen wie die Volksmedizin der Appalachen und die Ökologie des Great-Barrier-Riffs – lehnten in Abständen an den Wänden und warteten, seit ich Glenna kannte, darauf, aufgehängt zu werden.

Glenna kam wieder herein, leicht rot im Gesicht, in jeder Hand einen Plastikbecher. Sie goß Cognac ein, gab mir den einen Becher und setzte sich in den anderen Sessel. »Ja, dort drin ist es auch ganz schön chaotisch«, sagte sie. »Deshalb ist jetzt auch mein letztes Cognacglas zu Bruch gegangen. Ich plane eine Aufräumaktion, irgendwann in den nächsten Tagen. Oder Jahren.«

»Wohl eher Jahren.«

»Sie kennen mich doch – ich bin hoffnungslos.« Aber sie grinste fröhlich, ganz zufrieden mit ihrer Schlampigkeit. »Und? Was machen Sie so spät noch hier?«

Ich zuckte die Achseln und nahm einen Schluck. »Papierkram.«

»Schaffen Sie das nicht während Ihrer Geschäftszeiten?«

»Nein, es sei denn, ich kette mich an meinem Schreibtisch fest – und ich habe diese Detektei gegründet, um nicht in einem Büro eingesperrt zu sein. Außerdem habe ich den größten Teil des Nachmittags damit verbracht, Ted klären zu helfen, welchen Kopierer er kaufen soll. Natürlich muß ihn gerade dann ein absolut atypischer Anfall von Entscheidungsunfähigkeit überkommen, wenn mein Postkorb total voll ist. Er benimmt sich in letzter Zeit sowieso sehr merkwürdig. Es ist die Hölle, wenn man nicht mal mehr auf seinen verlässlichsten Angestellten zählen kann.«

»Hey, Sie klingen ja wie ich. Werd dein eigener Boß, und du wirst härter und länger arbeiten, als du's je für jemand anderen getan hast.«

»Genau.« Trotzdem, ich bereute diese Entscheidung nicht. Das Ermittlungsbüro McCone expandierte und warf Gewinn ab. Wir erwarben langsam, aber stetig den Ruf, solide, intelligente und verlässliche Arbeit zu leisten.

»Also«, sagte ich zu Glenna, »was war das für eine komische Sache, von der Sie mir erzählen wollten?«

Ihr kleines Gesicht wurde wieder ernst. »Tja, Sie wissen doch, daß ich im Vorstand des Bay Area Film Council sitze?«

Ich nickte.

»Samstag abend gab es eine tolle Fund-Raising-Party, im Penthouse eines Mäzens am Russian Hill. Eine Cocktailparty für ein paar hundert Leute. Das Geld ist nur so geflossen. Natürlich schärfste Sicherheitsmaßnahmen und spezielle Namensschilder, damit sich nicht Krethi und Plethi einschleichen konnten. Ich habe wie verrückt Connections geknüpft, PR für meinen geplanten Hawaiiifilm gemacht, und irgendwer hat mir gesagt, in dem Raum, wo das Buffet aufgebaut war, sei jemand von den Dillinghams – eine Sippschaft, die auf den Inseln groß im Baugeschäft ist. Also bin ich dort rübergegangen und stand plötzlich einer Frau mit einem vertrauten Namen auf dem Schildchen gegenüber.« Dramatische Pause.

»Welchem?«

»Ihrem.«

»Was?«

»Kein Witz, Sharon. Eine Frau, die ich noch nie im Leben gesehen hatte, trug ein Schildchen mit der Aufschrift ›Sharon McCone‹.«

»Lieber Himmel. Haben Sie mit ihr geredet?«

»Ja, ich bin hingegangen und habe sie gefragt, ob sie die bekannte Privatdetektivin sei. Sie sagte ja. Also beschloß ich, das Spiel ein Weilchen mitzuspielen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Sie wußte eine Menge über Sie.«

Ich spürte ein Prickeln im Nacken. »Zum Beispiel?«

»Hauptsächlich Berufliches. Nichts, was sie nicht aus den Zeitungen haben konnte. Oder aus diesem *People*-Interview, damals nach dem Diplo-Bomber-Fall.«

Mich auf dieses *People*-Interview einzulassen war einer der schwersten Fehler meines Lebens gewesen; der Reporter hatte es geschafft, daß ich machohaft klang als Dirty Harry, und auf dem Foto sah ich aus wie jemand, dem selbst Dirty Harry nicht gern in einer dunklen Gasse begegnen würde.

»Aber«, fuhr Glenna fort, »sie wußte auch Dinge, die ich, soweit

ich mich erinnere, nie in der Presse gelesen habe. Zum Beispiel, welchen Flugzeugtyp Sie fliegen, wem die Maschine gehört und in welchem Verhältnis Sie zu dem Eigentümer stehen.«

»Sie wußte von Ripinsky?« Hy Ripinsky, mein Liebster und Eigentümer der Citabria 77289.

»Ja. Und sie erwähnte auch Ihr Häuschen, sogar unter irgendeinem Namen ... Touchstone?«

Ich nickte, jetzt äußerst beunruhigt. Das kleine Häuschen an der Küste von Mendocino County, das Hy und ich gemeinsam besaßen, war unser Refugium, wenn uns die Welt zuviel wurde. Wir nannten es kaum je anderen gegenüber beim Namen und luden nur engste Freunde dorthin ein.

»Sagte sie irgendwas von dem Haus, das wir dort auf dem Grundstück bauen wollen?«

»Nein.«

»Dann sind ihre Informationen vermutlich nicht auf dem neuesten Stand. Sie haben also ein Weilchen mitgespielt ...«

»Und sie dann zur Rede gestellt. Ich habe ihr erklärt, daß ich mein Studio hier im Piergebäude habe und Sie kenne. Sie hat mir zuerst nicht geglaubt und sich rauszureden versucht. Dann hat sie's zugegeben. So, wie sie's erklärt hat, hatte sie die Eintrittskarte für die Party von einer Freundin, die verhindert war. Und sie hatte Angst, sich unter all diesen reichen und berühmten Leuten unbedeutend vorzukommen. Also gab sie sich für Sie aus, um sich wichtig zu machen.«

»Wenn diese Frau ihre Bedeutung daraus zieht, sich für mich auszugeben, dann scheint sie ja ganz schöne Probleme mit ihrem eigenen Leben zu haben.«

»Mit irgendwas bestimmt. Ihre Neugier in bezug auf Sie kam mir ziemlich komisch vor. Sie hat mich mit Fragen bombardiert, die ich natürlich nicht beantwortet habe. Und dann kam die Kamerafrau, mit der ich gewöhnlich arbeite, um mir zu sagen, ein potentieller Geldgeber für das Hawaiioprojekt wolle mich kennenlernen, und ich habe die Pseudo-Sharon-McCone nicht mehr gesehen.«

»Das gefällt mir gar nicht. Angenommen, sie hätte sich betrunken und gewaltig danebenbenommen? Es fällt mir schon schwer ge-

nug, mich nicht selbst danebenzubenehmen – schon stocknüchtern.«

»Na ja, wenn es Sie beruhigt, sie war attraktiv und hatte tadellose Manieren. Ihr Ruf ist unbefleckt, zumindest in der Filmszene.«

»Wie sah sie aus?«

»Ungefähr Ihre Figur. Hübsches Gesicht, auffallend große Augen und runtergezogene Mundwinkel. Schwarzes Haar, so wie Ihr's, ähnlicher Schnitt, schulterlang. Teures Kleid – petrolfarbener Seidenjersey, figurbetont.«

»Ihren richtigen Namen haben Sie vermutlich nicht rausgekriegt?«

»Ich habe gefragt; sie ist ausgewichen. Was halten Sie davon?«

»Ein dummer Jux, vermutlich steckt nicht mehr dahinter, als sie gesagt hat. Sie hat keinen Schaden angerichtet, und dennoch ...«

»Ja«, sagte Glenna, »und dennoch. Eben deshalb dachte ich, Sie sollten es wissen.«

#### **4 Uhr 11.**

Die roten Leuchtziffern sagten mir, daß seit meinem letzten Blick auf den Radiowecker erst sechs Minuten vergangen waren. Ich zog die Steppdecke höher herauf, wühlte meinen Kopf tiefer ins Kissen und schloß die Augen. Nach einigen Sekunden schlug ich sie wieder auf. Ich starrte an die Decke; wenn sonst nichts half, würde ich mich eben in den Schlaf langweilen.

Es war kalt heute nacht, und die Laken hatten sich klamm angefühlt, als ich ins Bett gekrochen war. In ein leeres Bett; Hy war auf seiner Ranch in Mono County. Er hatte gelobt, sich nicht von dort wegzurühren, ehe er sich nicht auf seine bevorstehende Reise vorbereitet hatte, eine Informationstour zu verschiedenen südamerikanischen Klienten von Renshaw & Kessell International, der Unternehmenssicherheits-Firma, deren Teilhaber er war. Er würde bleiben, bis er fertig war. Oder zumindest bis Freitag – Valentinstag.

Nicht, daß einer von uns dem vierzehnten Februar irgendeinen sentimental Wert beigemessen hätte. Im Gegenteil, wir waren uns einig, daß er hauptsächlich das Produkt einer Verschwörung von Grußkarten-, Pralinen- und Blumenhändlern war. Im ersten Jahr